

## 3.2 Geschichtliche Entwicklung des Ruhrgebiets

### Stadtlandschaften vor der Industrialisierung

„Nicht sattsehen konnte ich mich an der saftig frischen Vegetation, den prachtvollen Eich- und Buchenwäldern, die rechts und links die Berge krönen, zuweilen sich über die Straße hinzogen, dann wieder in weite Ferne zurückwichen ... Jedes Dorf umgibt ein Haus schön belaubter Bäume und nichts übertrifft die Üppigkeit der Wiesen.“ So hat Fürst Hermann von Pückler-Muskau auf einer seiner Reisen 1826 das Ruhrtal beschrieben.

Die Siedlungsgeschichte der Städte des Ruhrgebietes beginnt im Frühmittelalter.

Entlang des Hellwegs, der Handelsstraße, die vom Rhein zur Weser und zur Elbe führte, wurden im Frühmittelalter an wichtigen Wegekreuzungen karolingische Königshöfe angelegt, die als militärische Stützpunkte und Verwaltungszentren dienten und die Keimzellen der späteren Städte Duisburg, Essen, Bochum, Dortmund waren. Aber auch zahlreiche Klöster und Stifte, wie die Abtei Werden, hatten sich angesiedelt, und seitdem die kaiserliche Macht im römischen Reich im Spätmittelalter schwand, bildeten sich verschiedene Gebiete unter der Macht zahlreicher Territorialfürsten, unter anderem die Grafschaft Mark, das Vest Recklinghausen, das Stift Essen und die freie Reichsstadt Dortmund.

Die Stadtansicht von 1804, die Dortmund von Süden her zeigt, ein Jahr, nachdem die einst reiche Hansestadt ihre Reichsfreiheit verlor, steht hier beispielhaft für die anderen alten Städte des heutigen Ruhrgebietes, die ebenfalls zu dieser Zeit Ackerbürgerstädte waren. Dortmund hatte 1804 etwa 4.000 Einwohner, die vorwiegend von der Landwirtschaft lebten, entweder direkt oder sie besaßen Vieh und Grundbesitz. Wiesen, Gärten und Getreidefelder lagen außerhalb der Stadtbefestigungen und die fruchtbaren Böden lieferten agrarische Überschüsse, insbesondere Getreide und Flachs.

Die Landschaft wirkte noch weitgehend unberührt, sodass die Aussagen von Fürst Hermann von Pückler-Muskau zutreffend waren.

### Anfänge der Industrialisierung

Es gab aber zu dieser Zeit auch schon die Grundlagen, aus denen sich die wenig später einsetzende Industrialisierung entwickelte. Das Gemälde zeigt die älteste Eisenhütte des Ruhrgebietes, die 1835 zur Hüttengewerkschaft und Handlung Jacobi, Haniel & Huysen gehörte. 1835 arbeitete die Hütte bereits über 75 Jahre, die Anfänge der Eisengewinnung im Ruhrgebiet reichen aber weiter zurück. Sie sind aber nur archäologisch nachzuweisen bis in die Zeit um 300 v. Chr., als Raseneisenerz in Rennöfen zu Eisen reduziert wurde. Funde von Raseneisenerz waren auch für den Freiherr Franz von der Wenge zum Diek – Domkapitular zu Münster – 1741 der Anlass, vom Erzbischof von Köln die Erlaubnis zu erbitten, im Vest Recklinghausen nach Eisenstein zu suchen. Am 13. Juli 1753 bekommt er dann auch die Genehmigung, eine Eisenhütte zu betreiben. Am 18. Oktober 1758 nimmt die St.-Antony-Hütte ihre Arbeit am Elpenbach in Osterfeld auf. 1781 wurde dann eine zweite Eisenhütte am Elpenbach angelegt, diesmal aber im Herzogtum Cleve, das zum Königreich Preußen gehörte. Gegründet wurde diese Hütte mit dem Namen Gute Hoffnung von Eberhard Pfandhöfer, der vorher Pächter der St.-Antony-Hütte war, also von Preußen abgeworben wurde. Wenige Kilometer südlich der beiden Hütten kommt es dann 1790 zur Gründung einer weiteren Eisenhütte, diesmal im reichsunmittelbaren Stift Essen durch die Fürstäbtissin Maria Cunigunda, Königliche Prinzessin in Polen und Litauen, Herzogin zu Sachsen. Die Neu-Essen genannte Hütte wurde an der Emscher angelegt und ebenfalls mit Wasserkraft betrieben. Zwar war für alle Hütten genügend Raseneisenerz vorhanden, doch reichte das Angebot an Holzkohle für den Verhüttungsprozess nicht aus.

Die Konkurrenzsituation im „Dreiländereck“ verhinderte somit, dass auch nur eine Hütte rentabel arbeiten konnte. 1808

schafften dann die drei Gesellschafter Jacobi, Haniel & Huysen durch Aufkäufe und Zusammenlegung eine neue Basis, aus der ein Stahlkonzern mit Walzwerken, Maschinenbaubetrieben, einem Schiffswerk und Eisen- und Steinkohlenbergwerken entstand.

Die Basis dafür war Koks-kohle, die, seitdem es gelang, verkockbare Kohle über Tiefzechen zu gewinnen, das Wachstum der Montanindustrie ermöglichte. 1835 begann Franz Haniel, die erste Tiefbauzeche abzuteufen, die allerdings 1842 wegen gewaltiger Wassereinbrüche aufgegeben werden musste. In der Nähe des heutigen Essener Hauptbahnhofes hatte Mathias Stinnes (Zeche Graf Beust) 1842 mehr Erfolg und auch in Bochum begann auf der Zeche Präsident ab 1844 die Förderung. Die Phase zwischen 1835 und 1850 kann als die Initialphase für die wirtschaftliche aber auch die bauliche Entwicklung des Ruhrgebietes angesehen werden. Die ersten Tiefbauzechen entstehen, die Köln-Mindener-Eisenbahnlinie wird 1846 bis 1847 durch das Ruhrgebiet gelegt. 1849 erfolgt in der Friedrich Wilhelms-Hütte in Mülheim an der Ruhr erstmalig die Herstellung von Roheisen in einem von Koks beschickten Hochofen im Ruhrgebiet. Die erste Arbeitersiedlung entsteht ab 1846 in Oberhausen in Verbindung mit dem Werksausbau der späteren Gutehoffnungshütte.

### Veränderungen durch die Industrialisierung

Als Unternehmer zu Beginn der ersten großen Industrialisierungsphase im Ruhrgebiet begannen, die Kohle im Tiefbauverfahren abzubauen, den Handel mittels Eisenbahnen und Kanälen zu intensivieren und die Stahl- und Eisenerzeugung voranzutreiben, wurden sie in der Ansiedlung und Ausdehnung ihrer Betriebsbauten kaum durch schon bestehende Strukturen und Bebauung gehemmt. Es gab genug Raum für die Zechen, Fabriken, Verkehrsanlagen und die Folgebauten in dieser durch die relativ kleinen Hellwegstädte und große naturräumliche und agrarische Bereiche gekennzeichneten Region, der eine breite bürgerliche Schicht als Entscheidungs-



*Blick vom Essener Rathausurm nach Westen auf die Krupp'schen Fabriken 1890*

träger für eine geordnete Stadtentwicklung fehlte. Es wurde praktisch vielerorts auf der grünen Wiese gebaut.

Stattdessen wurde der Raum durch eine Vielzahl von linearen Strukturen in Form von Infrastrukturbändern durchzogen. Eisenbahnlinien gaben den Städten zunächst zwar Strukturen, diese hatten aber mit einer geordneten Raum- und Siedlungsentwicklung nur wenig zu tun. Im Gegenteil: Es entstanden Zerschneidungen, Barrieren und zum Teil sogar isolierte Lagen.

Von Städtebau im Sinne einer geplanten Stadtentwicklung kann bis zum Ende des 19. Jahrhunderts im Ruhrgebiet nur ansatzweise gesprochen werden. Die industriellen Anlagen und die erforderliche technische Infrastruktur wurden allein nach Maßgabe ihres größten industriellen Nutzens und der Flächenverfügbarkeit platziert.

Diese Entwicklungen sind in den heutigen Stadtstrukturen noch eindeutig ablesbar. Die oftmals als patchworkartig beschriebene Siedlungsstruktur des Ruhrgebiets hat eine ihrer Ursachen in dieser historischen, industriegeschichtlichen Entwicklung.

So wurden zwar, als die vielen Neuansiedlungen begonnen hatten, um die 1850er/1860er Jahre in den alten Hellwegstädten Duisburg, Mülheim, Essen und Dortmund Stadterweiterungspläne vorgelegt, die die rasterförmige Erschließung neuen Baulandes außerhalb der Altstadt projektierten. Eine Ordnung der folgenden Ansiedlungen und Standortweiterungen der Industrie aber konnte meistens nicht erreicht werden. Die vorgesehenen Raster wurden von den Anlagen gesprengt, und von außen drängten sich neue Siedlungskerne, die Zechen und Fabriken, an die geplanten Erweiterungsgebiete heran.

Der erste Plan für die Erweiterung eines alten Stadtkerns im Ruhrgebiet wurde in Mülheim 1829 durch Adolf von Vagedes vorgelegt, aber nie umgesetzt.

1846 erfolgte mit dem Bau des Bahnhofs Oberhausens die Grundsteinlegung für die Gemeinde Oberhausen, die sich dann 1861 bildete. Bereits zwei Jahre vorher war für den Bereich um den Bahnhof sowie die hier liegenden vier Zechen und Eisenhütten ein engmaschiger Rasterplan verfügt worden, der noch heute die Innenstadt Alt-Oberhausens prägt.

Aufgrund der mangelhaften Stadtplanung und der Ansiedlung von Zechen, je nach den Kohlevorkommen auch in dünn besiedelten, ländlichen Regionen des Ruhrgebietes, waren die Wohnmöglichkeiten für die wachsende Zahl der Arbeiter und ihre Familien äußerst dürftig. Das eigene Tagelöhnerhäuschen wie der selbstgebaute Bergmannskotten hatten vorindustriellen Zeiten angehört. Das Mieten einer Wohnung war zur Regel geworden.

Sofern überhaupt ein privater Mietwohnungsbau für die Arbeiter festgestellt werden kann, war er höchst unzulänglich. Durch Umbau und Erweiterung bestehender Häuser versuchten kleinbürgerliche Hausbesitzer, vermietbare Räume zu schaffen. Ehemalige Ställe und Scheunen wurden zu Quartieren umgestaltet und Hinterhöfe bebaut. Ein Raum pro Familie war die Norm.

Ab den 1860er Jahren wurden verstärkt Werkswohnungen und Arbeiterkasernen an den Standorten der Fabriken und Zechen im Ruhrgebiet gebaut. Das Material war meistens Backstein, der als immissionsresistent galt, bereits im Fabrikbau eingesetzt wurde und ab den 1880er Jahren aufgrund der Dampfziegeleien billig herstellbar war. Die Siedlungen, die vielfach mit eigenen Versorgungsmöglichkeiten (Schule, Konsum u.a.) ausgestattet waren, bilden bis heute oftmals die Grundlage für Ortsteile mit eigenen Zentren und damit Basis für die polyzentrale Struktur des Ruhrgebietes.

Welches Ausmaß die städtebauliche Entwicklung erreichte, lässt sich am leichtesten an der Zunahme der Bevölkerung verdeutlichen. Zwischen 1815 und 1914 wuchs im Ruhrgebiet die Bevölkerung um das Fünffache, während im gleichen Zeitraum in Preußen, zu dem das Ruhrgebiet gehörte, die Zahl der Bevölkerung von 10 Millionen auf 40 Millionen stieg. Dabei wuchs allein Essen von 9.000 auf 295.000 Einwohner, Duisburg von 5.000 auf 331.000 Einwohner, wobei allein 1911 durch die Eingemeindung Hamborns 102.000 Einwohner hinzukamen; 1815 hatte Hamborn 2.000 Einwohner. Dortmund wuchs von 4.000 auf 214.000, Gelsenkirchen von 1.000 auf 170.000 Einwohner, Bochum von 2.000 auf 137.000 Einwohner, Mülheim von 5.000 auf 113.000 Einwohner, Oberhausen von 5.600 (1861) auf 94.000 Einwohner, Herne von 700 auf 58.000 Einwohner und Bottrop von 2.200 auf 68.000 Einwohner, das damals größte Dorf Preußens. Die Steigerungen beruhten auf Zuwanderungen, Geburtenüberschuss und Eingemeindungen.

Wenn man bedenkt, dass das eigentliche Wachstum erst in der späteren zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts etwa ab 1865 einsetzte, reduziert sich der zeitliche Rahmen der Entwicklung auf knapp 50 Jahre. Die Zahl der Bergbaubeschäftigten stieg von 50.000 auf 400.000 und die der Beschäftigten in Hütten- und Walzwerken von 40.000 auf 250.000. Die Mobilität war damals so groß, dass jede Familie statistisch alle zwei Jahre umzog, was sich erst mit der Einführung staatlicher Mieterschutz- und Wohnungsbewirtschaftungspolitik und der Tarifverträge nach dem ersten Weltkrieg änderte, als man durch einen Wechsel des Arbeitsplatzes kaum mehr Einkommensveränderungen erreichen konnte und der Wohnraumwechsel beschränkt wurde.

Seine heutige städtebauliche Dimension erreichte das Ruhrgebiet in den Zeitphasen der Zwanziger und frühen Dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts und der Zeit nach dem 2. Weltkrieg von etwa 1950 bis zum Ende der Sechziger Jahre.



*Dickelsbachsiedlung Duisburg*

Dies waren die Hauptphasen der baulichen Entwicklung und dies lässt sich auch an der Zusammensetzung des heutigen Wohnungsbestandes dokumentieren. War es in der Phase der Industrialisierung bis 1918 besonders der Werkwohnungsbau, der für neuen Wohnraum sorgte, ging mit dem Preußischen Wohnungsgesetz und seinen weitgehenden Reformen im Mietwesen die Wohnbautätigkeit an gemeinnützige Wohnungsbaugesellschaften über. Aus der 1920 gegründeten „Treuhandstelle für Bergmannswohnstätten im rheinisch-westfälischen Steinkohlenbezirk“ sollte eine der größten Wohnungsgesellschaften des Ruhrgebiets werden, die ihre Gebäude unter Beteiligung der Firmen und mit Hilfe des Staates finanziert hat. Daneben wurden Städte mit ihren gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaften zu einem der größten Auftraggeber für den Siedlungsbau. Ein Beispiel für diese Phase, die jetzt mehr auch die städtebauliche Ausgestaltung und Entwicklung des jeweiligen Stadtgebietes im Auge hatte, ist die Stadt Duisburg, die Formen des Neuen Bauens orientiert an der progressiven holländischen Wohnarchitektur 1926 bis 1927 etwa bei der Dickelsbachsiedlung umsetzte.



*Wohnsiedlung 1950er Jahre*

Wohnungsgenossenschaften traten jetzt auch verstärkt bei der Schaffung von Wohnraum auf und bildeten eine weitere stabile Gruppe innerhalb des weitgehend durch Mieten geprägten Wohnungsmarktes.

Mit der Weltwirtschaftskrise kam die Wohnungsbauentwicklung fast zum Erliegen und in den Dreißiger Jahren beschränkte sich die Wohnbautätigkeit auf ein quantitativ niedriges Niveau.

Nach den großflächigen Zerstörungen des 2. Weltkrieges hatten sich die Montanindustrien bis Mitte der 1950er Jahre weitgehend erholt und die Nachfrage nach Kohle und Stahl und damit verbunden die Aussicht auf Arbeit machte das Ruhrgebiet zum Zielgebiet von Zuwanderern, Flüchtlingen und Vertriebenen. 1960 erreichte das Ruhrgebiet den Höchststand in der Bevölkerungsentwicklung und mit dem Bevölkerungswachstum aber auch im Zuge der Beseitigung der Kriegszerstörungen kam es zu einer regen Bautätigkeit. Die neuen Wohnviertel und Erweiterungen der bestehenden Siedlungen

ließen die zwischenstädtischen Bereiche weiter schrumpfen und führten zu einem deutlich erhöhten Freiflächenverbrauch. Der Wohnungsbau der 1950er Jahre wurde besonders durch Bau von Bergarbeiterwohnungen forciert. Innerhalb von drei Jahren entstanden nach 1951 90.000 Wohnungen allein für diese Beschäftigtengruppe.

Die Krise des Bergbaus in den 1960er Jahren führte teilweise parallel zu strukturellen Veränderungen. Bergwerke und später auch Stahlwerke wurden stillgelegt, Industriebauten wie Fördertürme und andere Bezugspunkte der bisherigen Entwicklung wurden abgerissen. Halden wurden begrünt und mit dem Ausbau der Innenstädte zu funktionalen Zentren entstanden neue Orientierungspunkte. Aber auch Trabantsiedlungen, Hochschulen, Einkaufszentren und Freizeitzentren wurden neue Bezugspunkte.

Die Städtebilder, die die Entwicklungsbedingungen des Ruhrgebietes sichtbar machten, schwanden. Aus aufgegebenen Bergbau- und Stahlstandorten wurden Gewerbegebiete, der Strukturwandel breitete sich von Süden nach Norden aus. Mit der Internationalen Bauausstellung Emscher Park, die 1989 antrat, um in zehn Jahren die Emscherregion im Ruhrgebiet unter ökonomischen, sozialen und ökologischen Aspekten zu erneuern, gelang es, einen Teil dieser schwindenden sichtbaren Industriekultur zu erhalten und neuen Nutzungen zuzuführen: das Hüttenwerk Duisburg-Meiderich, der Gasometer in Oberhausen, die Zeche Zollverein in Essen, die Jahrhunderthalle in Bochum oder die Kokerei Hansa in Dortmund. In die Zeit der IBA fielen aber auch der Beginn des Emscherumbaus, die Planung des Emscher-Landschaftsparks, und der Bau von Landmarken wie dem Terraeder in Bottrop. Daneben kam es zu Entwicklungen wie der Neuen Mitte Oberhausen mit dem Nucleus „CentrO“, mit der sich die Stadt auf einer ehemaligen Stahlwerksbrache und den sie umgebenden Freiräumen entlang des Rhein-Herne-Kanals und der Emscher auf über 700 ha neue Strukturen und Bezugspunkte gab.

### Was blieb?

Von den unterschiedlichen Zeitphasen der Entwicklung des Ruhrgebietes haben bestimmte Phasen das heutige Aussehen der Stadtlandschaften besonders geprägt. Nur vereinzelt lassen sich bauliche Zeugnisse aus der vorindustriellen Zeit finden und auch die Gebäude, die in der ersten Phase der Industrialisierung entstanden sind, blieben kaum erhalten, sondern wurden aufgrund der jeweiligen neuen Erfordernisse ersetzt. Als feste städtebauliche Größen haben sich allerdings die Siedlungen der Montanindustrie erwiesen, die die Stilllegung und den Abriss der Industriebetriebe überdauert haben. Die Wohnbedingungen änderten sich hier weniger oder konnten leichter angepasst werden als die Anforderungen der Industrie an ihre Bauten, die meistens auch nicht mit neuen oder veränderten Nutzungen zu vereinbaren waren. Erhalten geblieben sind auch die Verkehrsinfrastruktur der Montanindustrie, die Kanäle sowie Eisenbahnlinien und -anbindungen der Altstandorte, heute vielfach Ansatzpunkte für attraktive neue Nutzungen.

Aber auch Gebäude der Gründerzeit bis zum ersten Weltkrieg und aus den Zwanziger Jahren sowie den Fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts blieben flächenhaft erhalten und prägen zusammen mit den Neubauten die Stadtbilder der Städte des Ruhrgebietes.

### Exkurs

Seit dem Frühjahr 2008 ist zum 250-jährigen Bestehen der St.-Antony-Hütte eine Dauerausstellung in dem noch erhaltenen Wohn- und Kontorhaus der späteren Gutehoffnungshütte eröffnet worden. Dort wird neben einem Überblick über die wechselvolle Geschichte der Hütte auch ein Einblick in die Technikgeschichte präsentiert.

Seit dem Jahr 2006 werden im Bereich der ehemaligen St.-Antony-Hütte aber auch umfangreiche Ausgrabungen durchgeführt. Archäologen vom Landschaftsverband Rheinland haben bereits wesentliche Teile der erhalten gebliebenen Fundamente freigelegt. Das Rheinische Industriemuseum hat jetzt Pläne zur neuen Nutzung des Geländes vorgelegt: bis zum Kulturhauptstadtjahr 2010 soll das Gelände rund um den ersten Hochofen des Ruhrgebiets für Besucher erschlossen werden, ein Park für Industriearchäologie soll entstehen, inmitten einer mittlerweile völlig andersartig ausgerichteten Stadtlandschaft des Ruhrgebietes.